

## Bericht über den Filmabend „Son of Saul“ Regensburg, 15. Juni 2016

Am 27. Mai 1944 traf der ungarische Arzt Dr. Miklós Nyiszli mit Gemahlin und Tochter aus dem karpato-ukrainischen Ghetto Szolotvino (*Aknaszlatina*) auf der Selektionsrampe in Auschwitz ein. Die Familie wurde getrennt, Nyiszli einen Tag später in das Lager Auschwitz–Monowitz, schließlich am 27. Juni nach Auschwitz–Birkenau verlegt. Dort wurde er Assistent von Josef Mengele, des ersten Lagerarztes von Auschwitz II.

Blicken wir kurz zurück auf die davor liegenden Wochen und Monate. Am 19. März 1944 besetzte das deutsche Militär Ungarn. Am 22. März übernahm eine neue ungarische Regierung mit Döme Sztójay als Ministerpräsident die Amtsgeschäfte. Anfang 1944 war Ungarn das einzige europäische Land mit einer nennenswerten – etwa 795.000 Menschen – jüdischen Bevölkerung. Wenige Wochen nach der deutschen Besetzung, am 16. April, begann die Ghettoisierung der Juden in Ungarn. Am 4. Mai wurde auf einer Konferenz in Wien ein Fahrplan für die Deportationstransporte ausgearbeitet und dabei das Land in fünf Zonen eingeteilt. Aus Zone I (Karpaten-Raum) und Zone II (Siebenbürgen) sollten ab Mitte Mai täglich vier Transporte mit 3.000 Personen stattfinden. Am 15. Mai 1944 ging der erste Zugtransport nach Auschwitz. Deportationen aus Zone III (Raum nördlich von Budapest), Zone IV (Raum östlich der Donau ohne Budapest) und Zone V (Gebiete westlich der Donau ohne Budapest) folgten. Bis zum 9. Juli wurden rund 438.000 Menschen in 147 Transporten nach Auschwitz deportiert. Von ihnen wurden etwa 10 Prozent an andere Orte Deutschlands verschleppt. Von den anderen 90 Prozent wurden ungefähr 15 Prozent ins Lager aufgenommen. Rund 85 Prozent wurden gleich nach der Ankunft in den Gaskammern und in den Gruben ermordet.

Bei den Vernichtungsaktionen wurden ausgewählten Häftlingen – fast ausschließlich Juden – gewisse Funktionen aufgezwungen. Diese Gruppe von Häftlingen wurde als Sonderkommando bezeichnet. Sie wurden zur Beseitigung der Leichen aus den Gaskammern, zum Säubern der Gaskammern, zum Verbrennen der Leichen in den Krematorien, bei der »Verwertung« der Leichen, zum Leeren der Entkleidungskammern, zum Abtransport der Asche eingesetzt. Sie wurden meistens unmittelbar nach ihrer Ankunft zu dieser Arbeit bestimmt, ohne dass sie gewusst hätten, was sie erwartet. Sie lebten vom Lager völlig isoliert und waren als Geheimnisträger, als Zeugen des Grauens, schon im Voraus zum Tode verurteilt. Sie wurden von Zeit zu Zeit liquidiert und durch neue Häftlinge ersetzt. Von den etwa 2.300 Häftlingen, die zwischen Mai 1942 und Januar 1945 im Sonderkommando waren, überlebten rund 110. In den Monaten Juni, Juli und August 1944 umfasste die Zahl der Sonderkommando-Häftlinge bis zu 900. Die Häftlinge des – zu 98 Prozent aus Juden zusammengesetzten – Sonderkommandos stammten aus 18 Nationen und verständigten sich in etwa 11 verschiedenen Sprachen.

Am 7. Oktober 1944 kam es in Auschwitz – aufgrund einer wieder drohenden Liquidierung von Sonderkommando-Häftlingen – zu einem Aufstand des Sonderkommandos, der nach wenigen Stunden niedergeschlagen wurde. Es verloren dabei etwa 450 Häftlinge ihr Leben. 212 Personen überlebten.

In seinem Film „Son of Saul“ komprimiert der Regisseur László Nemes die Ankunft der Transporte der ungarischen Juden, ihre Ermordung und die Entstehung

sowie den Ausbruch des Aufstands des Sonderkommandos zu einer etwa 36stündigen Handlung. In diesem gnadenlosen, menschenverachtenden Betrieb und wahnsinnigen Chaos will Saul Ausländer, ein Häftling des Sonderkommandos, einen (oder *seinen?*, wie er später behauptet) Jungen, der die Vergasung zuerst überlebt, aber dann unmittelbar von einem SS-Arzt erstickt wird, – koste es, was es wolle – auf menschenwürdige Weise bestatten. Und dazu benötigt er, wie er meint, einen Rabbiner.

Zu diesem Film lud am 15. Juni 2016 die Katholische Hochschulgemeinde (KHG) Regensburg, der Förderverein Neue Regensburger Synagoge, die Professur für Slawisch-Jüdische Studien, das Forschungszentrum Deutsch in Mittel-, Ost- und Südeuropa und das Ungarische Institut der Universität Regensburg in das Regensburger Regina-Kino. Eingerahmt wurde die Filmvorstellung durch eine Einführung und ein anschließendes Podiumsgespräch. Die Gesprächsteilnehmer waren Frau Prof. Dr. Sabine Koller, Professorin für Slawisch-Jüdische Studien an der Universität Regensburg, Dr. Zsolt K. Lengyel, Historiker und Direktor des Ungarischen Instituts der Universität Regensburg, Dr. Martin Ostermann, Theologe und Dozent für Spielfilmarbeit (Würzburg) und – als Moderator – Dr. Ákos Bitter, Geschäftsführer des Forschungszentrums Deutsch in Mittel-, Ost- und Südeuropa der Universität Regensburg. Die Begrüßung und Abschiedsworte sprach Hermann Josef Eckl, Hochschulpfarrer der KHG Regensburg.

Nach der Begrüßung sprach Martin Ostermann einige einführende Worte zum Film. Er erwähnte die erhaltenen Preise, so den Oscar als bester fremdsprachiger Film 2016 sowie den Großen Preis der Jury in Cannes 2015 und betonte die grundverschiedenen ästhetischen Programme, für die diese beiden Festivals stehen. (Der Film wurde außerdem mit dem Golden Globe-Preis 2016, mit dem Preis des Internationalen Filmfestivals Zagreb und mit noch vielen weiteren Preisen ausgezeichnet.) Ostermann sprach auch über die einzigartige Art der Kameraführung (Kamera: Mátyás Erdély): der Zuschauer bekommt nie eine Totale zu sehen (außer in der allerletzten Einstellung des Filmes). Die Kamera klebt förmlich am Hauptdarsteller Saul Ausländer, und der Zuschauer bekommt fast immer nur einen kleinen Ausschnitt zu sehen. Die Ergänzung zum Totalen kommt durch Töne, Klänge, Geräusche und Stimmen auf wundersame Weise zustande (Tonmeister: Tamás Zányi). Erwähnt wurde noch die Bedeutung der vorkommenden Sprachen für die Entstehung einer *produktiven Verwirrung*. Wer spricht? Was passiert? Wo befindet man sich? Der Zuschauer wird in ein Chaos hineingezogen.

Nach der etwa 110minütigen Filmvorführung bat der Gesprächsleiter Ákos Bitter die Teilnehmer der Podiumsdiskussion um eine Stellungnahme. Als erstes fragte sich Zsolt K. Lengyel, worin die Originalität des Filmes bestehe und welche Rolle der ungarische Hintergrund spiele. Der Regisseur habe historische Fakten mit verarbeitet, vor allem jene, die der ungarische Lagerarzt Nyiszli, dessen Figur im Film vorkomme, in seinen zuerst 1946 erschienenen Erinnerungen, einem der wichtigsten Dokumente über das Todeslager Auschwitz–Birkenau überhaupt, verewigt habe. Für Lengyel gibt es im Film zwei parallele Erzählstränge: einerseits die Vorbereitungen des Aufstandes unter größter Geheimhaltung und Lebensgefahr – etwa die Besorgung von Schießpulver und Waffen –, andererseits Sauls Suche nach einem Rabbiner. Und das Hauptmotiv sei nicht unbedingt die Suche nach dem Rabbiner, sondern vielmehr der Widerstand, in dem das Originelle des Filmes zu greifen sei. Lengyel wies hier auf die Erzählung „Mein ist die Rache“ von Friedrich Torberg aus dem Jahre 1943 hin, die das Phänomen des Widerstands thematisiert.

Sabine Koller erinnerte anschließend daran, dass der jüdische Widerstand nach 1943 eine große Rolle gespielt habe, und zwar sowohl in der (jiddischen) Literatur als auch in Ereignissen wie dem Aufstand im Warschauer Ghetto im April 1943 und den Aufständen in den Vernichtungslagern Treblinka und Sobibor am 2. August beziehungsweise am 14. Oktober 1943. Im Roman „Der Aufstand“ des jiddischen Autors Mendel Mann würden die jüdischen Widerständler als Märtyrer und Heilige angesehen. Weiter sprach Koller über die Rolle der Mehrsprachigkeit, insbesondere über die Rolle des Hebräischen im Film, darüber, wie kostbar jedes hebräische Wort sei, gleichsam als Gegenwelt zur Hölle des Todeslagers. Das Jiddische werde als Sprache der Verbrüderung im Film in verschiedenen Dialekten gesprochen und stehe in einem schroffen Gegensatz zum Deutschen. In den 1930er Jahren habe man das Jiddische und das Deutsche noch als Schwestersprachen betrachtet.

Martin Ostermann unterstrich das bis dahin Gesagte und ging dann kurz auf die Geschichte der Holocaust-Verfilmungen ein, angefangen mit der TV-Serie „Holocaust“ von 1979, die den Kitsch streift, über „Schindlers Liste“ von 1993, die sich schon stark an historische Tatsachen hält, bis zum neuen „Anne Frank“-Film, der mit „Son of Saul“ etwa gleichzeitig auf den Markt gekommen ist. Beide Filme seien von großer Unterschiedlichkeit geprägt: hier die bürgerlich-jüdische Kultur, dort Auschwitz–Birkenau als gnadenlose Fabrik des industriellen Massenmordes. Wir schwitzen förmlich mit Saul Ausländer in den Gebäuden des Todes. Für Ostermann steht es außer Frage, dass wir Bilder brauchen, die uns emotional mit den historischen Fakten verbinden. „Son of Saul“ banne das Publikum in Bilder zwischen Banalität und Wahnsinn, werfe es ständig hinein und hinaus. Der im Film gewählte Zugang zum Thema lasse erleben, dass das alles etwas mit Menschen zu tun habe. Der Film schenke einem Augenblicke der Humanität.

Danach gab es eine Frage aus dem Publikum über den polnischen Jungen am Ende des Filmes und die Rolle der Wiederauferstehung. Frau Koller antwortete, dass der Gedanke der Wiederauferstehung der Toten im Judentum als zentraler Wert stark verankert sei. Diese Idee sei nach der Katastrophe des Holocaust fester Bestandteil vieler Texte geworden.

Ein Zuschauer fragte nach der Bedeutung des Religiösen, das im Film einen Gegensatz zum Widerstand bilde. Frau Koller betonte, dass es Saul um einen Wert, um ein Bedürfnis – ein würdiges Begräbnis – gehe. Also um Transzendenz. Dazu kreierte er eigene Regeln, wie das Kind beerdigt werden solle. Sauls Vorstellungen weichen hier von den Vorschriften des jüdischen Ritus ab. Zur jüdischen Beerdigungszeremonie bedarf es keines Rabbiners, sondern nur eines *minjan*: einer zehnköpfigen Gruppe von Religionsmündigen für die Totenwaschung und das Totengebet, das Kaddish.

Zwei Zuschauer hielten den Film für die Darstellung der Rolle des Sonderkommandos für nicht adäquat. Die Mittel des Filmes seien fragwürdig; nur ein Dokumentarfilm könnte dem Thema gerecht werden. Zweifel werfe auch der obsessive Bestattungswille Sauls auf. Martin Ostermann wies in seiner Antwort auf die Absurdität des Phänomens *Auschwitz* hin. Und für eine Annäherung an dieses Phänomen sei eine künstlerische Form – als eben eine der möglichen Annäherungsarten – unabdingbar und notwendig. So zeige zum Beispiel Claude Lanzmanns 8stündiger Film „Shoah“ kein einziges Bild der unmittelbaren Vernichtung. Für Ostermann bestimmt eben der Wille, das Humane in einem Reich der Absurdität aufrechtzuerhalten, das Verhalten Sauls.

Auf den Einwand, dass die Darstellung der verschiedenen Untergrundbewegungen zu kurz geraten sei, erinnerte Zsolt K. Lengyel daran, dass der Regisseur einen Kunstfilm vorgelegt habe, keine historische Dokumentation. So sei es, ergänzte Sabine Koller, von größter Wichtigkeit, dass man nicht nur *über* die Ereignisse, *über* Juden spricht, sondern – wie in diesem Film – die Geschehnisse *mit* den Juden erlebt.

Eine Zuschauerin sprach von »Gewaltpornografie« und erhob den schweren Vorwurf, der Regisseur habe seinen Film aus reiner Profilierungssucht gemacht, um also berühmt zu werden und ins große Kino zu kommen. Sie merkte auch das junge Alter des 1977 geborenen László Nemes an. Martin Ostermann erwiderte, es gehe darum, Geschichte immer wieder neu und auf andere Art zu erzählen, wobei es einem freigestellt sei, die Bilder kritisch zu sehen. Lengyel ergänzte, dass er sich gewundert hätte, wenn László Nemes mit seinem Film keinen Erfolg hätte erzielen wollen.

Eine jüngere Frau äußerte sich dahingehend, dass der Film sehr einführend und anschaulich sei. Man könne die damalige Wirklichkeit unmittelbar erfahren. Für sie sei der Film eine Inspiration, sich immer wieder mit diesem Thema zu beschäftigen.

In der Abschlussrunde kamen noch einmal die Teilnehmer der Podiumsrunde zu Wort. Koller forderte uns auf, jede Gelegenheit zu nutzen, sich dieser Thematik anzunähern, ob es uns gefiele oder nicht. Gleiches wünschte Ostermann, dies mit Verweis auf Peter Weiss: »Bücher haben mir die Welt gezeigt, die mir die Schule vorenthalten hat.« Dieser Satz sei auch auf den Film anwendbar, da er uns ermögliche, die Komplexität der Welt kennenzulernen. Für Lengyel versuche der Regisseur, sich vom Schwarz-Weiß-Denken zu lösen und über den Holocaust, über das jüdische Problem hinauszublicken. László Nemes werde die kritischen Stimmen in seiner weiteren künstlerischen Entwicklung sicherlich berücksichtigen. Lengyel wies hier auf die mangelnde Rezeption von „Son of Saul“ in Deutschland hin – die ihn an den deutschen Misserfolg von István Szabós Spielfilm „Sunshine – Ein Hauch von Sonnenschein“ (*A napfény íze*, 1999) erinnere –, deren Gründe untersucht werden sollten.

Zum Abschluss bedankte sich Hochschulpfarrer Eckl bei den Kinobetreibern, der Familie Goldermann, sowie bei den Diskussionsteilnehmern und dem Publikum dafür, dass sie sich der Herausforderung durch diesen Film gestellt haben. Es gelte, die Humanität weiterhin hochzuhalten.

Ralf Eickhoff

Neuried